

Nr. 53. Bromberg, den 5. März 1929.



(17. Fortsetzung.)

15.

Die Aufregung in Finkenschlag und Großsteinau war noch nicht verebbt. Ungewollt hielt Sohr sie wach. Man konnte seine Handlungsweise nicht verstehen. Man begriff den ganzen Menschen nicht.

Wenn man bedachte, was alles er getan, griff man sich an den Kopf. Und wenn man sich überlegte, für wen er es getan, war es ganz aus. Da konnte man Wände einrennen.

Es war tatsächlich wahr — man hatte sich überzeugt — daß er außer seinen Zuchtstuten nichts sein Eigen nannte, selbst die Anteile der von ihm gegründeten Molkerei- und Verwertungsgenossenschaft gehörten ihm nicht. Sie waren seiner Frau und seinem Jungen.

Und da setzte sich dieser Mann auf ein Pferd, gewann ein Rennen, machte Geld, kaufte Land und gab es weg. An wildfremde Menschen!

Das war doch komplett verrückt. Das tat kein normaler Mensch.

Er übernahm das lebende und tote Inventar des fallierten Wetter und ließ von Geräten und Vieh soviel dort daß Wetter jederzeit hätte weiterwirtschaften können, wenn ihm Land verblieben wäre.

Was war das nun wieder? Was sollte das bedeuten?

Was bezweckte der Sohr damit? Und keinem gegenüber sprach er davon! Das war schon rücksichtslos!

Aber daß er nun auch noch die Grete Wetter als Haushälterin nach Steinau gesetzt hatte, wo der Erich Wetter als Knecht tätig war, das ging über alle Begriffe. Und gar nicht auszudenken war es, daß die stolze Carla die Grete Margaret und Grete die Herrin Carla nannte. Da verließ einen der Verstand. Der liebe Gott verließ einen und alle guten Geister dazu.

„Er hat zwei Frauen", hieß es. „Zwei Frauen!" Es war gar nicht anders möglich.

Zwei Frauen! Das durfte man nicht dulden.

Man mußte an dem Erich Wetter herumzerren, bis er aus seinem Traume erwachte. Ja das mußte man.

Und man tat es.

Aber der Erich Wetter wollte nichts wissen von den Steinauern, schlug um sich und wurde sacksiedegrob.

Da ließen sie es bleiben.

*

Erich Wetter hatte sich sehr verändert. Zu seinem Gunsten! Er war ein fleißiger, nüchterner Mann geworden. Nur eifersüchtig war er.

Seine Grete hantierte im Haus. Dort hatte er nichts zu suchen. Leider! Er sah sie nur zu den Mahlzeiten. Und Claus konnte den ganzen Tag um sie sein! Ihn tröstete nur eines: Claus hatte ebensowenig Glück wie er. Grete war freundlich, aber mehr nicht. Und freundlich war sie zu jedermann.

Die Knechte und Mägde hatten Mitleid mit ihm. Das ging ihnen nicht ein, daß ehrliches Streben nicht Anerkennung finden sollte. Trotzdem aber konnten sie es sich nicht versagen, ihn zu hänseln. Damit mußte er in schlaflosen Nächten fertig zu werden suchen. Er lief dann stundenlang durch die Felder und dachte dumme Dinge.

Einmal traf er auf seinen spätabendlichen Gängen Else Klein — die schwarze Else, wie sie genannt wurde — die auch auf Steinau bedienstet war.

Sie kam von Berlin und hatte ein Sträußchen im Gürtel stecken.

„Donnerwetter", sagte Erich, „was hast du denn da?"

„Dummer — Blumen! Siehst du das nicht?"

„Von ihm?" fragte Erich.

„Von einem!" sagte sie. „Einen „ihm" hab' ich noch nicht. Du hast ja auch keine „ihr"."

„Halt's Maul!" verwies sie Wetter.

„Brauchst nicht grob zu werden. Tust mir leid! Schenk deiner Grete auch Blumen, vielleicht freut sie sich."

„Meinst du?"

„Darüber freut sich jede. Frag' den jungen Herrn, der weiß es. Der fährt jede Woche zweimal nach Berlin zu seiner Freundin, schickt aber doch aller paar Tage Blumen nach Niederneidberg, damit seine Braut auch eine Freud' hat. Das is' einer, mein Junge, das — is' einer! Von dem kannst du lernen. Und aufpassen darfst du auf ihn, das kann nicht schaden."

„Aufpassen? Ich! Warum?"

„Seine Augen, wenn er die Grete anguckt — hui! Wie die Perlen sind sie. Hübscher Kerl! Könnt' mir auch gefallen. Die Grete dürft' ich nicht sein!"

Da sagte Erich, und wußte nicht, wie ihm der Gedanke gekommen war: „So mach' ihm doch schöne Augen! Vielleicht sieht er sie", und bereute auch schon, diese Worte gesagt zu haben.

Er schwieg.

Die schwarze Else tat das auch.

Und so gingen sie nebeneinander heim.

*

Die schwarze Else hatte recht. Claus fuhr sehr oft nach Berlin, stets nach dem Abendessen und kam mit dem letzten Zuge zurück.

Grete hatte ihm einmal Vorhaltungen gemacht über diese Fahrten, da hatte er erwidert:

„Was will der Mensch doch haben vom Leben! Ein bißchen Kultur, ein bißchen Flirt, ein bißchen Charme! Bei uns — lieber Himmel, merken Sie was? Die einen sind Heilige, wie Sie. Deren Mund bleibt verschlossen. Man dürstet danach. Eine Zeit lang. Dann gibt man's auf. Die anderen sind doof, wie Sophi. Sie lassen vor handfester Solidität das heiße Herz erschauern. Und die dritten sind Kanaillen, wie die schwarze Else. Die sind skrupellos, aber gefährlich. Man tut gut, sie zu meiden. Was dann noch herumläuft, ist vom Übel."

„Es ist erschreckend, wie leichtsinnig Sie sind — und wie frivol."

„Wenn ich Gatte und Vater bin, Frau Wetter, bin ich ein bemoostes Haupt. Sehr sittsam und sehr artig. — Lassen Sie mir das harmlose Vergnügen bis dahin." Und war wieder gefahren.

Zu Ellis Kuppke.

Mit der war er zur Abwechslung nach Café Vaterland gegangen.

„Jn det jroße miese Dings," hatte Ellis wenig erfreut gesagt, er aber hatte sie beruhigt:

„Je größer, desto ungefährlicher. Wir müssen untertauchen, müssen immer wo anders sein, um nicht ausspioniert zu werden."

Das war wohl richtig. Er hatte aber nicht an den Zufall gedacht, der irgendwo immer auf der Lauer liegt.

Sie saßen noch nicht lange abseits in einer Ecke, da kam Heinz Liebetrau mit einigen Freunden den Seitengang entlang, gerade auf sie zu.

Claus wandte sich ab und stützte den Kopf auf die Hand, um das Gesicht zu verdecken. Ellis besah sich angelegentlich im Taschenspiegel. Sehr tief beugte sie sich über ihn. Sie zog das Rot der Lippen nach.

Heinz stutzte, blieb stehen, wendete sich an seine Freunde und sagte:

„Der Schurke ist mit meiner Schwester verlobt. Seht ihn euch an," und ging weiter.

Grete Wetter wunderte sich, daß Claus an diesem Abend schon mit dem Elf-Uhr-Zug nach Hause kam.

*

Am anderen Morgen erhielt Sophi Liebetrau einen Brief ihres Bruders.

Zwei hingeworfene Zeilen:

„Sophi! Mädchen! Lebst Du in Wolken? Gib auf Deinen Bräutigam acht. Er lumpert! Nimm Vater zu Hilfe, wenn das nicht aufhört. Heinz."

Die Hand, die diesen Brief hielt, zitterte. Mit großen Augen las Sophi die wenigen Worte immer wieder.

Claus lumpte — und schenkte ihr Blumen! Er schützte Arbeit vor und fuhr nach Berlin. Er war ihr Bräutigam und besuchte gewiß immer noch jenes Mädchen aus der Schlegelstraße. Das ließ sich ja zur Not ertragen! Die Besuche in Berlin, selbst die Besuche bei einer Kuppke konnten harmlos sein. Aber daß er log, daß er unehrlich war, feig, unbeherrscht und schwach, das war das Schlimme.

Kalte Schauer des Entsetzens rüttelten sie. Brennende Scham löste die ab.

Den Vater verständigen? Auch noch! Mit dem Elend aufwarten, seinen Schmerz zeigen? Nein nie! Zur Rede stellen wollte sie Claus, ihm die Wahrheit sagen. Und wenn es nicht anders würde, Schluß machen — so oder so!

Das wollte sie! Beleidigen, kränken, hintansetzen ließ sie sich nicht.

Am Abend dieses Tages ging Sophi hinüber nach Großsteinau. Sie wollte ins Reine kommen mit ihrem Bräutigam. Sie wollte aber auch zur Ruhe kommen mit sich selbst. So ging das nicht weiter.

Erschüttertes Vertrauen ist der Tod alles ehrlichen Wollens. Darauf kann man keine Stunde bauen, geschweige denn ein Leben.

Sophis Weg führte an den Steinauer Wirtschaftsgebäuden vorbei. Es dunkelte schon. Den Gutshof erhellte elektrisches Licht. Dort war noch rege Betriebsamkeit.

Sophi kam vom Garten her, begegnete Erich Wetter.

Der grüßte höflich.

„Wo ist Ihr Herr?" fragte sie ihn.

„Ich will ihn rufen", gab Erich Wetter verlegen zur Antwort.

„Nein! Wo ist er? Ich will zu ihm gehen."

„Vielleicht in den Ställen, Fräulein Liebetrau. Genau weiß ich es nicht. Ich müßte ihn auch erst suchen. — Treten Sie ooch so lange bei meiner Frau ein."

Da sah ihn Sophi sehr ernst an und Wetter schien es, als ob sie einen Schein bleicher geworden sei.

„Lügen hier alle?" fragte sie hart und kurz. „Sie auch, Wetter? Pfui!"

„Ich lüge nicht", verteidigte sich Wetter. „Ich weiß es wirklich nicht genau."

„Sie vermuten aber?"

„Ja, das tue ich."

„Na und?"

„Ich sah vor einer Viertelstunde meine Frau aus der Milchkammer kommen und den jungen Herrn vor fünf Minuten dort eintreten. Vielleicht ist er noch dort."

„Wer nimmt den Schweizern die Milch ab?"

„Meine Frau und Else Klein."

„Also war diese Else nach dem Weggang Ihrer Frau allein in der Kammer?"

Wetter nickte.

„Wo ist die Milchkammer?"

„Gehen Sie nicht hin, Fräulein Liebetrau", bat er zögernd.

„Warum nicht?"

„Gehen Sie zu meiner Frau. Es ist richtiger. Es ist besser."

Da flutete Erregung über die mühsam bewahrte Beherrschung hin wie eine Sturzwelle über die Kaimauer. Sophi stampfte mit dem Fuße auf.

„Verloddert, verlumpt und verwahrlost", rief sie. „Die ganze Gesellschaft! Wo ist Herr Kaden, wo die Kammer? Ich will es wissen."

Wetter richtete sich auf. Wenn sie ihm so kam, mit verloddert und verlumpt, konnte sie erfahren, was sie zu wissen wünschte.

Überhaupt — sah sie denn nicht? Sie brauchte ja gar nicht hinüberzugehen. Da drüben, im Parterre, wo das Licht brannte! Vom Garteneingang aus, da wo sie standen, konnte man ja in jene Fenster sehen. Konnte alles sehen! War sie denn blind?

„Wird's bald!" rief sie ihm zu.

Schreiend fast kam seine Antwort: „Dort!" Er zeigte geradeaus.

Claus hatte die schwarze Else am Kopfe, die sich seiner Küsse zu erwehren suchte.

Kein Wort, kein Laut kam über Sophis Lippen.

Schweigend drehte sie sich um und ging den Weg zurück, den sie gekommen war.

*

Wetter saß zerstreut zwischen Knechten und Mägden beim Abendbrot.

Grete trug auf. Das hatte sie sich vom ersten Tage an nicht nehmen lassen.

Wetter sah sie verstohlen an. Ihn drückte das Gewissen. Und wenn es auch tausendmal richtig war, daß er nicht anders gekonnt hatte, es schwieg doch nicht. — Zu dumm, daß gerade er der Sophi in den Weg laufen mußte!

Mit der Liebe in seiner Ehe hatte es einst auch nicht gestimmt. Er war damals auch wie bewußtlos herumgerannt, bis er alle Empfindungen im Alkohol ertötet hatte.

Und wenn nun die Sophi auch eine Dummheit beging! Vielleicht die halbe Nacht draußen herumlief, weil sie sich innerlich nicht zurechtfinden konnte. Oder aber Schlimmeres tat? Wohl gar —! Er mochte nicht weiter denken.

Der alte Hinzelmann, der neben ihm saß, stieß ihn an.

„Kannst du nicht ruhig sitzen, Erich", wies er ihn zurecht. „Guck nicht in die Welt. Iß!"

Da schob Wetter den Teller zur Seite, sprang auf und trat zu Grete.

„Laß mich dich eine Minute allein sprechen, es muß sein!" sagte er.

Grete sah ihm eine Sekunde lang in die Augen, dann bat sie: „Komm", und ging ihm voran auf den Flur.

Drinnen lachten die Leute. Er habe Liebesschmerzen, meinten sie.

„Was ist geschehen?" fragte ihn Grete draußen.

„Die Sophi hat den Claus gesehen, als er die Else am Kopf hatte."

„Um Gottes willen!"

„In der Milchkammer! Du warst kaum fort. Die Sophi wollte ihn sprechen."

„Konntest du das nicht hindern?"

„Ich wollte es. Sie nannte uns verloddert und verwahrlost. Da gab ich es auf. Nun mach' ich mir Vorwürfe. Sie ging so sonderbar weg, wie — wie —" Er fand keinen Ausdruck.

„Weinte sie?" fragte Grete.

„Eben nicht! Sie war wie du, Grete, als du mich zum ersten Male betrunken sahst. Das ist auch nicht wieder gut geworden — bis jetzt. Man trägt daran ein ganzes Leben lang." — Er sagte das leise, als ob er sich schäme. Dann setzte er ebenso hinzu: „Es ist auch noch etwas anderes, was mich beunruhigt," und schwieg.

„Was ist das?" fragte Grete.

Da erzählte er ihr sein Zusammentreffen mit Else Klein und verschwieg nicht, ihr geraten zu haben, dem Claus schöne Augen zu machen.

„Ich war eifersüchtig, Grete," entschuldigte er sich. „Nun mach' ich mir Vorwürfe . Was tut man nun?"

So hatte Wetter mit seiner Frau noch nie gesprochen. Grete war angenehm berührt von seinem offenen Bekenntnis. Auch die schlichte, aufrechte Art, wie er sich gab, machte Eindruck auf sie.

„Es war nicht recht von dir, der Else jenen Rat zu geben", sagte sie. „Sie hat tatsächlich getan, was du ihr vorschlugst. Vor Wochen schon! Ich sah es und wollte sie vom Hofe schicken. Sie bat mich, es nicht zu tun und hat mir hoch und heilig versprochen, dem Herrn aus dem Wege zu gehen. Ich habe Beweis dafür, daß sie das getan hat. Was heute geschah, ist Claus' Werk."

Man sah Wetter die Erleichterung an, die er nach diesen Worten empfand. Er atmete sichtlich auf.

„Wie vorsichtig man sein soll!" sagte er. „Immer wieder zeigt es einem das Schicksal. Und immer wieder ist man blind. Erst muß man verprügelt werden von ihm, bevor man zur Einsicht kommt. Und wenn man dann zur Einsicht gekommen ist, ist es zu spät."

Um Gretes Mund spielte ein eigenes Lächeln. Man hätte es nicht zu deuten vermocht.

Er sieht dem Leben ins Gesicht, dachte sie, er verkriecht sich nicht mehr vor ihm. Er denkt und zieht Schlüsse. Das

ist der Erich Wetter von früher nicht mehr. Das ist ein anderer, ein besserer, ein reiferer.

Und Grete dachte nicht nur. „Wenn er der doch bleiben würde in kommenden Tagen," das wünschte sie schon. Dann brauchte es nicht zu spät zu sein!

Und nun faßte Erich Wetter gar einen Entschluß.

„Ich werde mir ein Bewerbchen machen in Niederneidberg," sagte er, „um zu sehen, ob Sophi daheim ist. Das ist man schließlich sich und der Herrschaft schuldig. Oder denkst du anders?"

„Nein, nein, geh' nur", pflichtete ihm Grete bei. „Und laß mich bald Bescheid wissen."

Er nahm die Mütze vom Haken und schritt dem Ausgang zu.

An der Tür drehte er sich um. Er wollte noch etwas sagen, sah seine Frau immer noch an derselben Stelle stehen, sah ihre verwunderten Augen und schwieg.

So standen beide eine Weile wortlos.

Die Schwarzwälder Uhr tat acht klingende Schläge. Dann war es wieder lautlos still.

Und in diese Stille fielen liebe, gute Worte, die aus Gretes Seele kamen:

„Ich will dir auch gedankt haben, Erich," sagte sie, „für deine Blumen, die du mir ins Fenster legtest. Ich habe mich gefreut darüber," und ging in die Küche zurück.

Mit einem Herzen voll Seligkeit stolperte Erich in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zähmung des Colorado.

Das Riesenstauwerk im Black Canyon. — Unterirdische Ableitung des Flusses während des Baues. — Ein 220 Meter hoher Staudamm. — Die „größte technische Leistung seit dem Bau der Pyramiden".

Von Hermann Petersen.

Präsident Coolidge setzte vor kurzem seine Unterschrift unter die von Senat und Repräsentantenhaus angenommene Boulder-Damm-Vorlage, welche die Anlage eines Stauwerks im Colorado vorsieht. Damit ist die Durchführung eines der größten Unternehmen, welche die Technik kennt, gesichert. Sechs Jahre hat es gedauert, bis alle Schwierigkeiten, meist politischer Art, die sich dem Projekt entgegen stellten, beseitigt waren. Nach einem Jahre werden die Arbeiten in vollem Gange sein.

Die Boulder-Damm-Vorlage trägt ihren Namen eigentlich zu Unrecht, denn der geplante Staudamm soll sich nach den neuesten Plänen nicht im Boulder Canyon, wie ursprünglich vorgesehen, sondern 30 Kilometer flußabwärts im Black Canyon erheben. Er wird der höchste bisher gebaute sein und hinter sich den Colorado zu einem See aufstauen, der den normalen Wasserabfluß des Stromes während zweier Jahre aufzunehmen vermag, eine Wassermenge, die ausreichend wäre, um dreieinhalb Millionen Hektar einen Meter tief unter Wasser zu setzen.

Die sich der Ausführung des Planes entgegenstellenden Schwierigkeiten sind gewaltig. Auf viele hundert Kilometer durchströmt der Colorado, oft Hunderte von Metern in das felsige Bergland eingeschnitten, in reißendem Laufe den Südwesten der Vereinigten Staaten. Für die Schiffahrt ist er gänzlich unbrauchbar, ja, seine Strömung ist so heftig, daß es nur in ganz vereinzelten Fällen kühnen Jägern oder Trappern gelang, ihn im Boote in seiner ganzen Länge zu befahren. Bisher blieb sein Wasserreichtum so gut wie ungenutzt, nur ein geringer Teil diente Bewässerungszwecken. Nach Fertigstellung des Boulderdammes wird das anders. Die alsdann bewässerbare Fläche dürfte rund 25000 Quadratkilometer betragen, ein Gebiet so groß wie die Rheinlande; etwa eine Million Pferdekräfte in Gestalt elektrischer Kraft wird sich gewinnen lassen. Schließlich ist eine Wasserleitung nach dem 300 Kilometer entfernten Los Angeles in Aussicht genommen, um die Lage der hinsichtlich ihrer Wasserversorgung mit dauernden Schwierigkeiten kämpfenden Großstadt zu erleichtern.

Sieben Staaten der Union besitzen Wassergerechtsame am Colorado. Dazu kommt, daß der Fluß kurz vor seiner Mündung auf mexikanisches Gebiet übertritt. Nach dem im Westen geltenden Grundsatz des ersten Nutznießers hatte Mexiko wohlbegründete Rechte am Wasser des Colorado erworben, über die man nicht so ohne weiteres hinweggehen konnte. Hoover gelang es, die beteiligten Staaten durch den am 24. 11. 1922 zu Santa Fé unterzeichneten Colorado River Compact zu einem Ausgleich der verschiedenen Ansprüche zu bringen. Es hat dann noch fast sieben Jahre gedauert, bis die Vorlage jetzt endlich Gesetz geworden ist.

Entgegen den phantastischen Plänen einiger Ingenieure, die durch eine Reihe von 12 bis 13 Staudämmen den Fluß fast in seiner ganzen Länge in eine Kette aneinander stoßender Stauseen zu verwandeln dachten, beschränkt das jetzt angenommene Projekt sich auf einen einzigen Damm im Black Canyon an der Grenze zwischen Nevada und Arizona. Der Colorado hat hier bei Niedrigwasser eine Tiefe von 33—39 Metern; über dem Wasserspiegel erheben sich die Wände des Canyons beiderseits in steilem Anstieg über 300 Meter hoch, um nach weiteren 500 Metern sanfterer Neigung in eine offene Hochebene überzugehen, auf der sich Bahnlinien ohne Schwierigkeit werden verlegen und alle für den Dammbau nötigen Anlagen errichten lassen. Die Entfernung zwischen den beiden Ufern wächst von 120 Metern an der Wasseroberfläche zu fast 300 Metern zwischen den Spitzen der Steilabfälle.

Die Uferfelsen bestehen aus hartem Gestein vulkanischen Ursprungs und vermögen eine sehr hohe Beanspruchung zu ertragen, sind auch hinreichend wasserundurchlässig. Um den eigentlichen Staudamm errichten zu können, wird man Kofferdämme durch das Flußbett ziehen und durch in die Uferfelsen geschlagene Tunnel den Fluß um die Baugrube herumleiten. Die Weite der Tunnel ist so bemessen, daß sie rund 20000 Sekunden-Kubikmeter Wasser durchlassen können, womit man allen Möglichkeiten gewachsen zu sein glaubt.

Ist die Baugrube trocken gelegt, so muß man noch eine 30 Meter tiefe Schicht von Sand und Kies ausschachten, ehe man auf den gewachsenen Felsen stößt, auf dem sich der eigentliche Damm erheben wird. Wie sich diese Arbeit gestalten wird, ob man das Sickerwasser durch Pumpen entfernen kann oder vielleicht mit Caissons arbeiten muß, läßt sich heute noch nicht sagen. Die Höhe des Damms ist mit 180 Metern über Niedrigwasser vorgesehen.

Man hat den Bau des Colorado-Stauwerks „die größte technische Leistung seit dem Bau der Pyramiden" genannt. Wenn diese Behauptung auch als eine echt amerikanische Übertreibung zu bewerten ist, so stehen die Schwierigkeiten sicher nicht viel hinter denen des Panamakanals zurück. Die Kosten für den Damm allein werden auf 300 Millionen Mk. veranschlagt, die Anlagen für die mit ihm verbundenen Kraftwerke dürften weitere 120 Millionen verschlingen. Als Bauzeit sind sieben Jahre vorgesehen, wovon ein Jahr allein auf die Vorarbeiten entfällt.

Der Nutzen des Stauwerks liegt nicht allein in der Gewinnung der elektrischen Kraft und des Wassers für Bewässerungszwecke, vielmehr ist einer der größten mit ihm verbundenen Vorteile die Beseitigung der Hochwassergefahr in Südkalifornien, im Imperial- und im Coachellatal, der diese mehrere hundert Meter unter dem Flußniveau, zum Teil sogar unter dem Meeresspiegel liegende Gegend ausgesetzt ist. Der Bezirk erhält heute sein Wasser vom Colorado mittels eines Kanals, der teilweise durch mexikanisches Gebiet führt, was natürlich seine Nachteile hat. Es ist nun der Gedanke aufgetaucht, nach Fertigstellung der Black Canyon-Talsperre einen Kanal ganz auf vereinsstaatlichem Gebiet zu bauen, der diesen Teil Kaliforniens hinsichtlich der Wasserversorgung von fremden Einflüssen unabhängig machen würde. Wenn die technischen Schwierigkeiten auch überwindbar sein werden, dürfte der Plan vorerst an den Kosten scheitern.

Über die Wirtschaftlichkeit des Unternehmens gehen die Ansichten auch heute noch weit auseinander. Man darf sie aber wohl als gesichert ansehen. Allerdings unter einer Voraussetzung, über die sich im voraus nichts sagen läßt. Es ist nämlich die Befürchtung geäußert, das Wasser des künftigen Stausees könnte durch Aufnahme von Salz aus den reichen Steinsalzvorkommen der Gegend brackig und damit für hauswirtschaftliche wie Bewässerungszwecke ungeeignet werden. Auch die Frage, ob der Boden nicht zu stark alkalisch ist, steht noch offen. Aber mit echt amerikanischer Unbekümmertheit geht man über diese Schwierigkeit hinweg, angelockt von der Großartigkeit eines Projekts, das mit Recht zu den Großtaten der Technik aller Zeiten gerechnet werden wird.

Lustige Rundschau



* **Beim Rechtsanwalt.** „Was sagte der Beklagte also, als Sie ihm die Rechnung vorlegten?" — „Scheren Sie sich zum Teufel!" — „Und was taten Sie darauf?" — „Ich ging sofort zu Ihnen, Herr Rechtsanwalt!"

*

* **Wörtlich.** An einer Straßenbahnhaltestelle steht ein kleines Mädchen und weint. Auf die Frage, warum es denn weine, antwortet es: „Mutti hat gesagt, ich soll erst die Straßenbahn vorbeilassen, bevor ich über den Damm gehe, — und nun kommt keine."

Die Schicksale des deutschen Holzschnitts.

Von Dr. Johannes Jahn,
Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig.

Vergleicht man die einzelnen Kunstgattungen untereinander auf die Stetigkeit ihrer Entwicklung hin, so scheint eine Rangordnung unter ihnen zu bestehen, dergestalt, daß die Gattung, die umfangreiche Werke in langsamer Vollendung hervorbringt, wie z. B. die Architektur, auch die stetigste und geschlossenste Entwicklung hat und daß neben der Kleinheit der Werke und der Leichtigkeit ihrer Entstehung eine unstete, an Rückschlägen reiche Entwicklung einhergeht. Wenige Kunstgattungen gibt es, die dies so deutlich zeigen, wie der Holzschnitt. Hat er doch alle Stufen zwischen ganz großer Kunst und bescheidener, kümmerlicher Buch-Illustration durchlaufen.

Die frühesten Holzschnitte sind wahrscheinlich Ende des 14. Jahrhunderts in Deutschland entstanden. In eigentümlicher Vollendung liegen sie vor uns, die ganze Kultur gotischer Linienführung steckt in ihnen; aber diese ist nicht mehr elegant und zart, sondern in den starken Händen einer Künstlergeneration zu machtvollen und ernsten Formgebilden geworden. Heilige und Motive aus der Heilsgeschichte stellten diese meist großformatigen Blätter dar. In ihrem Anschauen lag dem Glauben nach wundertätige Wirkung. In einer übergroßschrift des heiligen Geschehens riefen sie zur Andacht auf. Aber schon um 1430 ist diese erste Blütezeit vorbei. Die Produktion nimmt außerordentlich zu, gerät aber immer mehr in handwerkliche Übung hinein. Man spart an eigener Erfindung, weil es bequemer war, Vorhandenes zu kopieren. Auch die Buchholzschnitte, die in den sechziger und siebziger Jahren in den jungen Erzeugnissen der eben ins Leben getretenen Buchdruckerkunst auftauchten, können bis auf wenige Ausnahmen kaum als Kunstwerke gewertet werden. Über der Massenhaftigkeit der Herstellung wurde die Verfeinerung der Technik vollkommen vernachlässigt. Was in dieser Zeit auf dem Gebiete der Graphik in Deutschland an Selbständigem und Persönlichem entstand, das wurde im Kupferstich geschaffen, der zwar später auf den Plan getreten war als der Holzschnitt, etwa 1440, der aber das Glück hatte, von Anfang an in seiner Entwicklung durch große Meisterpersönlichkeiten getragen zu werden. Der Buchholzschnitt war bloße Illustration mit der bescheidenen Aufgabe, bestimmte Stellen des Textes möglichst knapp und drastisch bildhaft zu machen. Mit einem Schlage wurde das anders durch Dürers Apokalypse von 1498, jene Folge von Blättern, die zum Größten gehört, was die deutsche Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Die Holzschnittechnik war zu einem volltönenden Instrument in der Hand des Künstlers geworden, schroff und unbegreiflich, einzigartig in der Geschichte der Kunst. Die einzelnen Striche und Strichlagen erhielten eine unerhörte, formbezeichnende Kraft, Licht- und Schattengegensätze liefen zu dynamischen Gegensätzen auf. Es wogt und blitzt in diesen Blättern, die von dem Anschauungs- und Gefühlsstrom des größten deutschen Künstlers überzuquellen scheinen. Dürer hat Zeit seines Lebens den Holzschnitt als Ausdrucksmittel benutzt, dem nichts unzugänglich blieb, was er zu sagen hatte. In den Holzschnitten des Marienlebens erschloß er neue Gebiete der deutschen Seele künstlerischer Darstellung, in seinen späteren Passionsblättern gestaltete er die große und klare Form der italienischen Renaissancekunst in deutschem Geiste nach. Alles, was jetzt von deutschen Künstlern an Holzschnitten geschaffen wurde, hat Dürer zur Voraussetzung. Er begeisterte gleichsam die anderen, sich dieser Technik zu bedienen: Burgkmair und Holbein, Cranach und Altdorfer, Wolf Huber und Urs Graf, Hans Baldung Grien, Nikolaus Manuel Deutsch und viele andere. Es gibt kein Land, das einen solchen Reichtum prachtvoller Holzschnitte aufzuweisen hätte, wie Deutschland in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Aber diese Zeit leichster Blüte dauerte nicht lange. Der Kupferstich machte dem Holzschnitt immer mehr Konkurrenz, und ob dieser sich auch bemühte, kupferstichähnliche Wirkungen hervorzubringen — es half ihm alles nichts: nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ist er fast auf der ganzen Linie vom Kupferstich verdrängt worden und spielt in den nächsten Jahrhunderten nur eine untergeordnete Rolle als billige Illustration.

Seine Wiederbelebung erfolgte in Deutschland erst um das Jahr 1840, nachdem sie sich schon im 18. Jahrhundert und in den ersten Jahrzehnten des 19. angekündigt hatte. Dabei wirkte die Erfindung des Engländers Bewick entscheidend mit, der an Stelle des üblichen Langholzes das harte Hirnholz nahm, das ein Arbeiten mit dem Stichel gestattete und Abdrücke ermöglichte, die Kupferstichen, Radierungen oder Federzeichnungen ähnlich waren. Vor allem arbeiteten jetzt Rethel und Menzel für den Holzschnitt. Rethels Totentanz und Menzels Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen gehören zum Besten, was die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts überhaupt hervorgebracht hat. Zu nennen sind weiter Schnorr von Carolsfeld, der Illustrator der Bibel, und Ludwig Richter, dessen Holzschnitte zu Märchen, Volksliedern und dergleichen Allgemeingut des deutschen Hauses geworden sind. In den sechziger Jahren setzte aber schon wieder ein rascher Abstieg ein, da Photographie und Autotypie den Holzschnitt als Illustration so gut wie überflüssig machten. Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erhielt das Holzschnittverfahren im Zusammenhang mit dem Expressionismus einen neuen Antrieb von außerdeutschen Künstlern (Gauguin, Munch), die ihn nicht als Illustration, sondern wieder als eigene Form künstlerischen Ausdrucks ansahen. Die feine Stichelarbeit wurde aufgegeben, und man kehrte zum Langholzschnitt zurück. Es werden nicht so sehr die Stege für den Druck ausgenutzt als die (vielfach von weißen Linien durchzogenen) zusammenhängenden schwarzen Flächen. Diese, von erregten Konturen begrenzt, wurden nun vielfach Träger des Ausdrucks. All das ist bei Gauguin schon vorgebildet und wurde jetzt im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts von den deutschen Expressionisten übernommen: von Nolde, Marc, Kirchner, Heckel, Pechstein, Rohlfs und anderen. Der Holzschnitt war wieder große Kunst geworden.

Es ist ein interessantes Schauspiel, sich Holzschnitte der verschiedensten Entwickelungsstadien vor Augen zu führen und zu sehen, wie diese scheinbar so einfache Technik durch den Willen des Künstlers, der sich in ihr ausspricht, mächtig bewegt wird. Was wird das weitere Schicksal des deutschen Holzschnittes sein?



Bunte Chronik



* **„Er starb 68 Jahre nach seinem Tode."** Vor wenigen Tagen starb in Oakland (Kalifornien) ein Mann, der seinen eigenen Tod um 68 Jahre überlebte. George A. Perry hatte als Freiwilliger auf seiten der Unionstruppen am amerikanischen Bürgerkrieg teilgenommen. Nach der Schlacht bei Fredericksburg im Jahre 1861 wurde er vermißt. Kameraden behaupteten, ihn fallen gesehen zu haben. So wurde er in der Verlustliste als tot geführt. Nach einiger Zeit tauchte aber der „Tote" wieder auf, da er nur verwundet gewesen war. Er versuchte nach Friedensschluß, vom Kriegsamt die allen Mitkämpfern zustehende Pension zu erhalten. Obwohl die Zivilbehörden seiner Heimat, Freunde, Bekannte und ehemalige Kameraden dem Kriegsamt bestätigten, daß Perry lebte, ließ sich das Amt nicht erweichen, sondern bestand auf dem „tot" der Verlustliste. Perry wurde eine berühmte Persönlichkeit, die in den ganzen Vereinigten Staaten als „der tote Mann von Fredericksburg" bekannt war. Wie verlautet, wollen seine Freunde ihm auf den Grabstein schreiben lassen: „Er starb 68 Jahre nach seinem Tode." Man sieht, daß der Bureaukratismus eines der wenigen wirklich internationalen Dinge ist.

*

* **Zwillingsmord als Stammessitte.** Vor dem Gericht in Louis Trinchardt in Südafrika erschien kürzlich eine Eingeborene vom Stamme der Bawenta unter der Beschuldigung, mit Hilfe ihrer Schwester ihre beiden Zwillingskinder gleich nach der Geburt umgebracht zu haben. In der Verhandlung trat der Häuptling des Stammes, Sentimoola, als Zeuge auf und erklärte, daß es zu den Gebräuchen seines Volkes gehöre, neugeborene Zwillinge zu ermorden. Die entsetzliche Sitte stammt noch aus der Zeit der Stammesfehden zwischen den Eingeborenen. Mußte die Bevölkerung eines Kraals flüchten, so konnten die Frauen, die ja ihre Kinder auf dem Rücken mit sich zu tragen pflegen, nur schwer mitkommen, wenn sie deren zwei zu schleppen hatten. Da es als unbillig galt, ein Kind zu retten, das andere aber zurück zu lassen und einem sicheren Tode auszusetzen, so entstand der Brauch, beide zu töten, nur durfte dabei kein Blut fließen. Die Mutter hatte nach vorher eingeholter Zustimmung des Vaters, die grausige Tat eigenhändig zu vollziehen. Weigerte sich jemand, der Überlieferung zu folgen, so war Ausstoßung aus dem Stamme die Strafe. Sentimoola erklärte eine Abschaffung des furchtbaren Brauchs für ein Ding der Unmöglichkeit. Das Gericht war anderer Meinung und verurteilte die Mörderin sowie ihre Schwester zum Tode durch den Strang.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.